Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 19 **Bremen-Berlin, den 7. Mai** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Vertrauen! Von Karl König. — Der moderne Atheismus in seinem Verhältnis zur katholischen und zur evangelischen Kirche. II. Von Sulze. — Aus der Zeit der literarischen Anfänge Pater Denifles. I. Von F. Nippold. — Das Lied der Debora. Von Dr. Paul Torge. — Intimes von Richard Strauß. Von Carl Schaeffer. — Probleme aus A. Frances Roman „Herr Bergeret in Paris". — Im Geburtshaus des Albertus Magnus. — Quittung. — Vom Büchertisch.

Vertrauen!

Das Christentum hat das große Vertrauen in die Welt gebracht. Vorher war der religiöse Kult fast durchweg ein Schachern und Markten und Feilschen um die Gnade der Gottheit. Im Hintergrunde all dieses Treibens stand das Mißtrauen. Man traute der ganzen Göttersippe im Grunde seines Herzens nichts Gutes zu, man traute ihr gerade und vornehmlich das Nichtsnutzigste zu, was einem selber, als wie ein ewiger Geier, an der Leber fraß, — den Neid.

Diese alte Religion ist so zählebig wie der „alte Adam" selbst. Sie ist noch lange nicht ausgestorben. All die Fegfeuerängste frommer katholischer Seelen, all die Bittgänge und Messen und Pilgerfahrten sind nichts als Kinder des Mißtrauens. Es fehlt der Mut, es auf Gott selber getrost zu wagen. Man sucht sich lieber Mittelinstanzen. Und all das Buchstabenwesen und alle die Professorenanträge und Wissenschaftsbeklemmungen, all die Ängste vor Haeckel hier und Delitzsch dort, jene eigentümliche Unsicherheit, daß irgend ein neu ausgegrabener Ziegelstein Gott erschlagen oder irgend eine Professorenretorte ihn in Dampf und Rauch verwandeln könnte, — all diese kläglichen Ängste sind Wechselbälge des Mißtrauens. Von wirklichem Gottvertrauen ist da auch nicht eine Spur.

Daß wir doch Vertrauen hätten zu Gott! Jenes große, gelassene Vertrauen, mit dem Jesus gegenüber gestern, heute und morgen stand: „Zu den Alten ist gesagt, ich aber sage euch" — — „Sorget nicht, kein Sperling fällt vom Dache, ohne des Vaters Willen" — — „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen!" Aber wir schmücken der Propheten Gräber und sind nicht ihres Geistes Kinder. Das ist der Geist der Propheten, daß sie dem Gotte von heute trauen, so wie er jetzt, heute, als der Lebendige in ihnen arbeitet und sie zur Arbeit in seinem Reiche ruft.

Und es ist ja uns Menschen gar keine Möglichkeit gegeben, daß wir zu Gott, zu uns selber und zur Schöpfung in ein klares, seliges, stetiges und starkes Verhältnis kommen, es sei denn, wir haben Vertrauen zu der Schöpfung, die in uns selber redet und uns heute, eben heute, sagt, was uns und ihr selber not ist.

Nur wenn ich Vertrauen, ein großes, grenzenloses Vertrauen in mir trage, komme ich der Schöpfung unbefangen, mit hellen Augen und hellen Ohren gegenüber zu stehen. Andernfalls kann ich mir gar nicht sagen, wie unendlich lieb sie mich selber hat und was sie mit mir vor hat und aus mir machen möchte. Hätten wir Vertrauen, so würden wir ein Gefühl dafür gewinnen, wie durch unser Mißtrauen die Schöpfung selber tief und schwer zu leiden hat. Sie wird dadurch gehindert, sich an uns selber schöpferisch zu betätigen. Wir legen sie lahm in uns und sie kann die Hände nicht rühren. Denn zwingen kann sie uns nicht, zwingen kann Gott uns nicht. Er kann sich selber uns nicht aufzwingen. Er muß sich selber im Verborgenen halten, weil er uns nur so die Freiheit erhalten kann. Er kann sich uns gar nicht so „offenbaren", wie ihr Schriftgelehrten der alten und neuen Welt es möchtet, daß ihr ihn ausmessen könntet die Längs und die Quer und ihm vorschreiben könntet, was und daß er es nur mit eurer gnädigsten Erlaubnis im Rahmen der „Schrift" und des „Bekenntnisses" tun darf, und daß er euch unter keinen Umständen mit etwas Neuem — überrasche!

Ihr wißt nicht, was ihr wollt und tut. Der „offenbare" Gott wäre unser — Tod. Der „verborgene" Gott ist unser — Leben. Wenn er sich heute ganz entschleierte, dann flutete alles Leben zurück zu ihm, es müßte alles Einzelne zurück zum All. Wer hätte dann von euch noch einen eigenen Willen, wenn der Ewige selber ihm gegenüberträte? Wer hätte dann noch einen eigenen Gedanken, wenn der Ewige selber alle Riegel von den verschlossenen Toren springen ließe? Aber er tut es nicht, weil er unser Leben will. Er verbirgt sich und läßt uns laufen und ringen und streben. Seid froh und lauft und ringt und strebt und dankt eurem Vater alle Tage, daß neben jeden Glauben ein Zweifel, neben jedes Vertrauen ein Mißtrauen mit einem Schein des Rechtes hintreten darf.

Ja — darf! Dankt für diese allgütigste Erlaubnis, denn sie allein garantiert uns die Einzelempfindung, die Ichempfindung, das Ichsein. Lasset uns danken, aber so, daß die Schöpfung, die ewige und allgütige, und wir selber — etwas davon haben! Zweifelt an allem, nur nicht an dem, der, als die ewige Position, als das ewige große „Ja", jede größte und kleinste Negation, jedes größte und kleinste „Nein" uns erst möglich gemacht hat und macht. Daß er das „Nein" und den ewigen Zweifel uns erlaubte, das ist die ganze Größe seiner Selbstentäußerung, das ist die ewige göttliche Liebe selbst.

Diese ewige Liebe gründet sich aber auf ein ewiges Vertrauen, daß es durch alles „Nein" und allen Zweifel uns hinzöge zum ewigen wahren „Ja", hin zu ihm selbst, die Kinder zum Vater.

So laßt uns zweifeln, so laßt uns im furchtbarsten Zweifel dem vertrauen, dessen ewige Güte dennoch und dennoch die Seele auch jedes redlichen Zweifels ist!

Karl König.

Der moderne Atheismus in seinem Verhältnis zur katholischen und zur evangelischen Kirche.

II.

2. Der Atheismus und seine Überwindung.

Wie verhält sich nun zunächst der Katholizismus zur Religion, zum wahren Gottesglauben? In der römischen Kirche bleibt Gott dem Menschen fern. Wohl ist er der Schöpfer Himmels und der Erde. Er ist auch ein Helfer in der Not, obwohl man in der Not nicht immer an den höchsten Herrn sich wenden muß, sondern auch bei seinen Dienern, den Heiligen, Hülfe finden kann. Er ist auch der Richter; aber ganz unberechenbar sind die Geschicke, durch die er straft; nur die Strafe im Endgericht ist ganz gewiß. Das sittliche Leben ordnet das Gesetz der Priester. Sie erteilen die Vergebung und spenden die Gnadenkräfte durch ihre Erzeugnisse, die Sakramente. So lange in der Zeit der Neubelebung des Katholizismus bedeutende, vielleicht fanatische Persönlichkeiten hinter ihm standen, so lange konnte er durch seine Hierarchie, durch seine Macht, die Gewissen zu erschüttern, wirklich eine Macht sein. Aber nichtig, ja als ein bloßes Spiel der Phantasie mußte er erscheinen, sobald ohne die Kirche eine ernstere und tiefere Gotteserkenntnis zu erwachen begann. Die Naturwissenschaft entdeckte die unwandelbaren Gesetze des Sternenhimmels, überhaupt der Natur. Von dem erschütternden Ernste der natürlichen Weltordnung hatte die Kirche keine Ahnung. Ihm gegenüber erschien ihr Lehrgesetz oder Lehrgedicht von dem menschgewordenen Gott, der um unsertwillen im Tode sich ein Verdienst erworben habe und nun die zweite Person in der Dreieinigkeit sei, vielen wie ein Märchen, der Gottesdienst mit seinen, mindestens scheinbar willkürlich erfundenen Handlungen und Übungen im Vergleich zu dem Leben nach ewigen Gesetzen als ein bloßes Spiel. Vor allem die Frivolität des damaligen Jesuitenordens erschien verächtlich. Die Erkenntnis der natürlichen Weltordnung war bestimmt, mit der Religion Jesu sich zu verbinden, wie das bürgerliche und das sittliche Gesetz mit der bürgerlichen und der sittlichen Freiheit, wie die Wissenschaft der Statik mit der Schöpferkraft des Architekten, wie die Kenntnis der Gesetze der Harmonie mit der Lebensfülle des musikalischen Genius. Nur in der ernstesten geistigen und sittlichen Arbeit war das zu erreichen. Zunächst vergaß man Gott über der Naturordnung, den Schöpfer über seinem erhabenen Werke. Der Atheismus feierte seine Siege, weil namentlich in der römischen Kirche über dem Kirchentum der wirkliche Gott vergessen war. Die Kirche zerschellte unter dem Ansturm des Atheismus. Die atheistische französische Revolution, die von den Naturgesetzen das Entstehen des wahren Staates erwartete, endete im Massenmord und in der atheistischen Tyrannei des unheimlichen Kaisers. In England und Deutschland war das sittliche und religiöse Bewußtsein mächtig genug, die politische Gestaltung der Nationen vor dem Atheismus zu bewahren. Nur im wirtschaftlichen Leben, im Manchestertum und in der Sozialdemokratie, auch wohl in der Wissenschaft, gewann er Macht.

Ein Mann von gewaltigem Ernst, umgeben von einer unvergleichlichen Zahl für alle idealen Güter begeisterter Menschen, gab in Deutschland dem Leben eine Richtung, der gegenüber der Atheismus sich immer wieder als machtlos erweist, Immanuel Kant. Den Naturvergötterern rief er zu: was wißt ihr denn von der Natur, von der nur ein von unserem eigenen Geiste geschaffenes Bild in uns lebt? Der Spiegel ist früher da als das Bild, der Geist früher als die Natur. Aber Eine Erkenntnis trägt der Mensch in sich, die nicht nicht und nicht anders sein kann, und die über jeden Zweifel erhaben ist, die Erkenntnis des ewigen Gesetzes, von dem jede Menschenseele beherrscht ist: brich mit Sinnlichkeit und Selbstsucht, sonst bist du verloren. Der Sternenhimmel bricht zusammen, hört die Ordnung auf, die den Sternen ihren Lauf bestimmt und sie eint. So waltet in uns ein unerbittlicher, heiliger Wille.*) Seiner Allmacht kann sich nichts entziehen. Wer mit ihm sich eint, dem lohnt er mit Freiheit und Unsterblichkeit. Wer sich ihm widersetzt, der bereitet sich den Untergang. Nur durch eine vollständige innere Revolution kann der Sünder (wir setzen hinzu: nur durch ihn) mit ihm wieder eins werden. Aber wenn auch das ihm gelingt, — von stellvertretender Genugtuung, von Erlaß der Strafe und der Sühne kann keine Rede sein. Jeder muß den Kelch der Seelennot leeren, den er sich bereitet hat, also die Strafe tragen und die Sühne auf sich nehmen. Da gibt es kein Lehrgesetz mehr; durch Wort und Tat bringt jeder zum Ausdruck, was er erlebt hat. Mit allem Äußeren, mit allem Geschichtlichen, mit der Kirche, auch mit der Bibel war zunächst gebrochen. Die ganze Überlieferung war für einen Augenblick vergessen. Gott und die Menschenseele allein — damit war das Christentum Christi wieder entdeckt, endlich die Reformation vollendet. Wie ein Stern zuerst geht am Morgen die Sonne auf; dann steigt sie empor und übergießt alles mit ihrem Licht. Kant ist unser zweiter Reformator. Er war unmöglich ohne Luther; aber er ist ihm ebenbürtig. Luther ohne Kant ist für uns unmöglich. Auch Kants Reformation ruht auf einer mächtigen inneren Erfahrung, die ihn beherrschte und ihm die Macht gab, die Nation im tiefsten Grunde zu bewegen. Hatte Luther wieder entdeckt, daß Gott seine Sonne über Böse und Gute aufgehen läßt, so prägte Kant der Nation ein: was der Mensch säet, das muß er ernten. Zur Reform der Religion kam die der Sittlichkeit. Nun war Gott wirklich, es war der wirkliche Gott im wirklichen Leben wiedergefunden. Die Ordnung der Natur ist das Werkzeug seines wunderbaren Schaffens. Das Firmament wie der geringste Halm ist ein Wunder seiner Allmacht. In all unseren Geschicken und Lebensaufgaben, vor allem in seinem heiligen Gesetz in unseren Seelen leitet er uns Schritt für Schritt auf unserem Wege. Und wo ein Mensch uns begegnet, dessen Seele durch den Willen Gottes gestaltet ist, da ergreift uns Gottes Macht und Herrlichkeit. Nun erst ergoß sich wirklich frei der Strom der Religion durch die Seelen, der Strom der Religion, die zugleich die vollkommene Sittlichkeit ist. Alle Schleier waren gefallen, mit denen die Kirchen den Gott verhüllt hatten, der nach Christus zugleich unser Herr und Vater und unser Ideal ist. Auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Waterloo bewies unsere Nation, was diese Religion bedeutet.

Wie konnte nach einer solchen Erhebung auch bei uns der Atheismus entstehen? Sollte die Religion der nun vollendeten Reformation die Herrschaft über unser Volk behaupten, dann mußten durch sie und ihr gemäß all' unsere Lebensverhältnisse neugestaltet werden. Das war die Aufgabe eines Jahrhunderts. Die Quellen des neuen Lebens zogen nach den ungeheuren Anstrengungen der Befreiungskriege, eines neuen Aufbruchs harrend, zunächst sich in die Tiefen zurück. Die alte Überlieferung trat naturgemäß wieder die Herrschaft an. Auf das 16. Jahrhundert folgte das 17., auf das 18. Jahrhundert folgte das 19., auf die Reformation der lutherische und der reformierte Katholizismus, auf Kant die Orthodoxie. Und auch das war ein Fortschritt. Zur Religion des unmittelbaren Einswerdens mit Gott kam der geschichtliche Sinn. Als Wunder, vom Himmel gefallen, konnten die Kirchen und ihre Überlieferungen nicht mehr angesehen werden, wohl aber als Ausdruck und Offenbarungen jener unmittelbaren Religion, deren Macht und Herrlichkeit in unserer großen Zeit sich so wunderbar bewährt hatte. Man verstand die Propheten, die Apostel, die Reformatoren, man verstand die Bibel, vor allem Christus selbst. Man erkannte auch, daß die Kirchen, oft unbewußt, im Dienste dieser Religion gestanden hatten. Plump, ohne geschichtliche Kritik, wieder als Hierarchie und Lehrgesetz zu-

*) Ich weiß, daß ich hier nicht als Kant-Philolog, sondern, so gut ich es vermag, aus der Seele des großen Denkers spreche.

nächst, machte die Reaktion sich geltend. Aber der Kampf, der zwischen den Konfessionen und den kirchlichen Richtungen entbrannt ist, zeigt, daß die Zeit der Läuterung gekommen ist, in der die dürren Äste abfallen.

Die Reaktion hatte die Menschen irre gemacht. Der Eifer um die Überlieferung lenkte vom Ernst der Religion und der Sittlichkeit ab. Das Volk konnte in dem Reaktionseifer die Religion und den kategorischen Imperativ nicht finden. Es wandte von jener und von diesem sich ab und verfiel dem theoretischen und dem praktischen Atheismus, der durch den Mißbrauch der Ergebnisse der Naturwissenschaft entstanden war. Gerade in dieser Zeit wuchs unsere Herrschaft über die Natur. Sie ward zur Beherrschung des Geistes durch die Natur, weil die selbst materialistische Reaktion ihn ohnmächtig gemacht hatte. Kein Wunder, daß die Kirchen ohnmächtig waren, unfähig die Nation mit der Religion Jesu zu durchdringen. Die sittlichen Folgen waren doppelt betrübend, weil, ganz besonders der lutherische Katholizismus, nie den furchtbaren Ernst der Strafe als der notwendigen Wirkung der Sünde, den Untergang der sittlichen Persönlichkeit, erkannt, wohl aber die Gewissen durch die Behauptung in Schlummer gewiegt hatte, bei der Bekehrung würden um des Verdienstes Christi willen Strafe und Schuld einfach aufgehoben. Und gerade in diese Zeit der religiösen und sittlichen Ermattung fiel unsere große wirtschaftliche Erhebung. Daß die Arbeit der wahre Gottesdienst sei, das konnte eine Richtung, die in der Altertümelei die Kraft der Religion suchte, der Nation nicht einprägen. Es war also kein Wunder, daß die „soziale Frage", den beiden atheistischen Richtungen, dem Manchestertum und der Sozialdemokratie, anheimfiel. Bismarcks ganze Größe zeigte sich darin, daß er sie ihnen entriß, durch eine menschenfreundliche Staatsgesetzgebung, wie er sagte, „praktisches Christentum" pflegte, dabei aber freilich die Kirchen, die um ihre Reliquien sich ereiferten oder stritten, aus dem Spiele ließ.

Aber wir dürfen nicht verkennen, daß die Reaktion nicht allein die Schuld trug. Die der wahren Religion treu geblieben waren, erkannten nicht die volle Bedeutung ihrer Grunderkenntnis, daß die Religion persönliches Leben und daher nur von Person zu Person übertragbar ist. Kant hatte ganz richtig gelehrt, nur durch einen Bund der Tugend könnten Religion und Sittlichkeit erhalten werden. Das Recht bestehe durch den Staat, durch einen Bund unter Rechtsgesetzen. Religion und Tugend bestehen durch die Kirche, durch Gemeinden, durch Verbände unter Sittengesetzen, die in Gott ihren Herrn sehen. Die Zeit Kants war zu idealistisch, diese tiefe Einsicht ihres großen Vorkämpfers richtig zu würdigen, und zu wenig praktisch, solche plastische Gebilde in das Leben zu rufen. Die römische Kirche war mächtig durch ihre Hierarchie, die Reaktion, der noch einmal der Staat wie in der lehrgesetzlichen Zeit seine Macht lieh, durch den Staat. Die Vertreter des Christentums Christi lebten, um mit Kant zu reden, im „Naturzustande", ohne genossenschaftlichen Verband. Sie mußten dabei innerlich und nach außen so ohnmächtig bleiben wie ein Volk ohne Staat. So prägt die Geschichte tief die Erkenntnis uns ein: Atheismus und Ultramontanismus werden nicht durch wissenschaftliche Kämpfe, sondern nur durch friedlich und innig verbundene Gemeinden überwunden, die, durch die Kraft des gemeinsamen Gottvertrauens und der brüderlichen Liebe geeint, jedem ihrer Mitglieder zugleich Gesetz und Evangelium sind wie der Vater dem Sohne. Bieten wir den Verirrten nicht eine Heimat für ihre Seelen, in der ihre Sehnsucht sich stillt und sie finden, was Hierarchie und Lehrgesetzlichkeit ihnen nicht zu bieten vermag, dann werden wir sie nicht wiedergewinnen.

Sulze.

Aus der Zeit der literarischen Anfänge Pater Denifles. I.

Der Denifleschen Luther hat in kürzester Zeit fast alle unsere Kirchenhistoriker zur Stellungnahme veranlaßt: Seeberg und Harnack, Kolde und Walther an der Spitze, haben sie ein merkwürdig einstimmiges Urteil abgegeben. Das Zutreffendste hat wohl Lösche in der „Evang. K.-Ztg. für Österreich" gebracht (1904, Nr. 3—5): in der Charakteristik dieses echt „vatikanischen" Luther. Denn darin liegt der für die Zukunft so überaus lehrreiche Wert des Denifleschen Buches. Es ist der Vatikan, es ist die päpstliche Kurie selber, auf welche sich von Land zu Land die Besudelung alles dessen, was dem evangelischen Christen heilig ist, zurückführt. Innerhalb der Papstkirche darf es seit dem Vatikankonzil kein anderes Lutherbild mehr geben als das, welches Denifle seinen Gläubigen vorführt. Denn es sind die seit 1870 unfehlbaren Kathedralsprüche Leos X. und fast aller seiner Nachfolger, welche das Urteil über Luther bedingen. Nicht jeder korrekte Papstgläubige besitzt die gleiche Meisterschaft im Schimpfen, wie der Unterarchivar des päpstlichen Stuhles. Aber sein Standpunkt ist in nichts von dem seines Ordensgenossen Sylvester Prierias unterschieden, der schon Luther selbst gegenüber die päpstliche Unfehlbarkeit ausspielt und sogar die Autorität der heiligen Schrift durch die des Papsttums begründet.

Eins ist jedoch auffällig bei den so überaus zahlreichen Denifle-Artikeln des letzten Jahres: nämlich die Überraschung darüber, daß gerade dieser (mit dem Präfekten Ehrle und dem Rektor de Waal von der Anima an Liebenswürdigkeit gegen die ketzerischen Gelehrten wetteifernde) Herr das Schimpfen so gründlich versteht. Kolde erzählt von seinem so ganz anderen Benehmen bei ihrem Verkehr in einer Zeit, wo Denifle schon die ärgsten Invektionen gegen ihn persönlich zu Papier gebracht hatte. Harnack fühlt sich durch das Wort „Lüge", das doch in dem vatikanischen Schimpfwörterlexikon über unseren großen Reformator eines der mildesten ist, persönlich beleidigt. Ministerialdirektor Althoff hat dieses ärgste Crimen Denifles sogar parlamentarisch verwertet und seinen alten Günstling, den jungen Spahn, als Gegengift in empfehlende Erinnerung gebracht. Überhaupt scheint es heute so gut wie völlig vergessen, daß die Beurteilung speziell des deutschen Reformators bei Denifle nicht nur nichts Neues ist, sondern auch in seiner eigenen literarischen Tätigkeit zahlreiche frühere Parallelen hat. Der Orden der Inquisition hat ja leider nicht alle diejenigen, welche von Rechts wegen auf den Scheiterhaufen gehörten, leiblich verbrennen können. Da muß diese heilige Aufgabe wenigstens durch die Diffamation nachgeholt werden.

Wer sich irgendwie der früheren Arbeiten unseres frommen Paters erinnert, kann über die Behandlungsweise, die Luther von ihm erfahren hat, in keiner Weise erstaunt sein. Eckardt und Tauler und Rulman Merswin, ja unsere gesamte germanisch-mittelalterliche Mystik als solche hatte längst das gleiche Gericht von ihm erfahren. In seinem Buch über die Universitäten hatte er seiner ganz besonderen Wut über Döllinger in der gleichen Art Luft gemacht. Sein bei seinem Beginn so hochgerühmtes „Archiv" hatte, wo es sich irgendwie um Ketzereien und Ketzer handelte, die gerade dem Dominikanerorden in oberster Weise obliegende Pflicht nicht minder geübt.

So viel mir aber auch über Denifles neueste Leistung vor Augen gekommen ist, so scheint unsere raschlebige Zeit eben doch jene durchaus gleichwertigen älteren Werke völlig vergessen zu haben. Statt daher an dieser Stelle das Gleiche zu sagen, was anderswo genugsam vermerkt wurde, möchte ich jene literarischen Anfänge in Erinnerung rufen. Es lohnte sich daneben zugleich, dem zeitgeschichtlichen Hintergrund derselben etwas näher im Einzelnen nachzugehen. Die gehässige Art, mit welcher Denifle die Mystiker abschlachtete, kam nämlich der gerade damals die Alleinherrschaft in der protestantischen Theologie anstrebenden Schule überaus gelegen. In zahlreichen Artikeln evangelisch-kirchlicher Organe sind seine damaligen Behauptungen nachgebetet worden. Doch würde es viel zu weit abseits führen, dem im Einzelnen nachzugehen. Statt dessen seien wenigstens Denifles eigene Arbeiten kurz vorgeführt.

Am besten ist vergleichsweise noch Meister Eckardt bei ihm weggekommen. Bei diesem handelte es sich doch nur um den gleichen Nachweis, welchen einst der „Altkatholik" Friedrich der Ullmannschen Auffassung von Johann Wessel gegenübergestellt hatte. Gewiß bleibt Wessel ein Reformator vor der Reformation. Aber seine Bekämpfung der kirchlichen Mißbräuche macht ihn darum noch nicht zu einem Anhänger der Dogmatik Luthers. Auf dogmatische Fragen haben die Brüder des gemeinsamen Lebens sich überhaupt wenig eingelassen. Dafür hing ihr Herz zu sehr an den pädagogischen Aufgaben. Ähnlich steht es nun mit dem, was Denifle bei Meister Eckardt darzutun sucht. Wo derselbe dogmatische Fragen streifen mußte, da blieb er ruhig in dem offiziellen, scholastischen Geleise. Da kann ihm in der Tat ein ähnlich korrekter Thomismus nachgewiesen werden, wie wir ihn heute — noch kein Menschenalter seit der Thomasbulle Leos XIII. — in allen päpstlich dressierten Fakultäten und Seminarien und obenan bei dem katholischen Juristenverein finden. Wo aber der Herzschlag seiner deutschen Frömmigkeit pulsiert, da gibt Eckardt uns echt deutsche Mystik und zwar auch in echt deutscher Sprache. Es ist kein Zufall, daß die jüngste Zeit sogar einen Versuch erlebt hat, ihn zu einem der deutschen Klassiker des Mittelalters zu machen. Er verdient es in der Tat nicht weniger als Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.

Hinsichtlich der weiteren Themata, an denen Denifle sich seine Sporen verdient hat, und der denn doch etwas besseren Autoritäten, die ihm schon damals gegenübergetreten sind, darf hier wohl eine ältere Darstellung zu Grunde gelegt werden: in dem literarisch-kritischen Anhang zum zweiten Bande meiner Neu-Ausgabe der Hagenbachschen Kirchengeschichte (Bd. I. 1885; II. 1886; III. 1887; Leipzig, Hirzel; à 6 ℳ). Die Vorrede zum dritten Bande bringt eine Kontroverse mit Harnack über die Aufgabe des literarisch-kritischen Anhangs, aus dem hier ein Stück benutzt wird. Es ist darin zunächst die damals besonders Aufsehen machende, zur Zeit, wie es scheint, völlig verschollene Kontroverse über Tauler gebucht. Von den einschlägigen Schriften Denifles heißt es (S. 709):

„In der 1877 erschienenen Ausgabe des „Buches von der geistlichen Armut" hat Denifle zunächst dieses bis dahin als die vorzüglichste der Taulerschen Schriften geltende Buch demselben abgesprochen. Zwei Jahre später folgte seine Arbeit: Taulers Bekehrung kritisch untersucht (1879). Hier ist die gesamte Überlieferung von der Bekehrung Taulers durch den Oberländer Gottesfreund, ja die Persönlichkeit des letzteren selber, ins Gebiet des Mythus verwiesen. Die ganze Erzählung wird für eine von Rulman Merswin ausgehende Dichtung und Fälschung erklärt. Auf die Gegenschrift von Jundt, Les amis de Dieu au 14. siècle (1879), hat Denifle in den „Hist.-pol. Bl." (Bd. 84, S. 797. 877) repliziert."

Die eben angeführten Notizen über Denifles Bestreitung der — besonders durch den Straßburger Schmidt vertretenen — damals herrschenden Anschauung stellen sich nun aber in einen allgemeineren Zusammenhang hinein, in welchem vorher der unvergänglichen Verdienste Schmidts selber gedacht war:

„Das Fazit eines unermüdlichen Gelehrtenlebens hat seine Kirchengeschichte des Mittelalters gezogen: Précis de l'histoire de l'église d'occident pendant le moyen âge (Paris, Fischbacher, 1885). Und gerade die Art, wie Schmidt hier Stellung nimmt zu Pater Denifles „Gewaltstreichen negativer Kritik" (wie er sie nennt), wird am wenigsten unberücksichtigt bleiben können. Auch Schmidt spricht jetzt allerdings das Buch von der geistlichen Armut nicht mehr Tauler als Verfasser zu, unterscheidet auch den geheimnisvollen Gottesfreund von dem früher mit ihm identifizierten Nikolaus von Basel. Um so mehr aber hält er an der Einwirkung jenes Unbekannten und der Wahrheit der Merswinschen Erzählung überhaupt fest. Vgl. z. B. den Nachweis der Verschiedenartigkeit der zu Straßburg befindlichen ursprünglichen Handschriften Rulman Merswins und des Gottesfreundes, sowie die feine Zeichnung der Persönlichkeit Merswins. Und wenn der als überzeugungstreuer Märtyrer endende Nikolaus von Basel nicht mehr als Glied der geschlossenen Gesellschaft der Gottesfreunde, vielmehr als „Bruder des freien Geistes" erscheint, so weist ein solches Ergebnis um so mehr auf die Notwendigkeit hin, das Urteil über diese am ärgsten von allen verschrieene Sekte ähnlich zu revidieren, wie dies z. B. auch bei den Genfer Libertinern (die noch Gieselers berühmte Anmerkungen einfach nach Exzerpten aus Calvins polemischen Schriften charakterisieren zu können glaubten) von nöten gewesen ist. In Schmidts Fußstapfen sind denn seither auch die berufensten Sachkenner geblieben: sowohl die beiden Schriften von Jundt, die Histoire du panthéisme populaire au moyen âye et au 16. siècle (1875) und die bereits direkt gegen Denifle gerichtete Spezialuntersuchung Les amîs de Dieu au 14. siècle 1879, wie die verdienstvolle Pregersche Geschichte der deutschen Mystik (2 Bände 1875, 1882). Letzterer hat überdies auch in der Herzogschen R. E. XIII, 10. 3. über seine Stellung zu Denifle kein Hehl gelassen. Sehr beachtenswert ist gleichfalls das besonnene Votum von Kurtz (9. Aufl. I, 2 S. 267), das außerdem mit Bezug auf den von Denifle angeschlagenen Ton seine „fast leidenschaftlich gehässige Verurteilung Rulman Merswins als eines Lügners, Betrügers, selbstgemachten Betbruders" abweist.

Jena. F. Nippold.

Das Lied der Debora.

Richt. 5, 2—31.

Von Dr. Paul Torge.

(Vergl. Nr. 18.)

Wiedererwacht ist durch den 18. Dezember 1903 das Andenken Herders in unserem Volke. Sein hundertjähriger Todestag hat die Verdienste dieses Dichters weiten Kreisen vor die Augen geführt und seine Gestalt uns allen wieder näher gebracht. Wie keiner hat er es verstanden, die Seelen der Völker zu belauschen, die Blumen ihres geistigen Lebens zu einem farbenprächtigen Strauße zu vereinigen. „Eine ganze Welt im Kleinen, bald lieblich, herzerfreuend, bald schrecklich, markerschütternd; bald ein munteres Gewässer, bald ein majestätischer Strom, bald das ewige Meer! Einsamkeit und Gesellschaft, Familie und Staat, Frühling und Freiheit, Zorn und Liebe: Alles ist in den Stimmen der Völker in Liedern." Eine solche Ausstrahlung der Volksseele in der ältesten Zeit Israels enthält auch das Deboralied, jenes Siegeslied Israels über den König Sisera. Infolge seines hohen Alters — es stammt sicher aus der Zeit des Sieges selbst, etwa 1250 v. Chr. — bietet es uns die beste Quelle für die älteste Geschichte des Landes sowohl in politischer als auch besonders in religionsgeschichtlicher Beziehung.

Wir werden in die Richterzeit versetzt. Das in Kanaan eingewanderte Wüstenvolk der Hebräer war nicht imstande, sich völlig zum Herrn des Landes zu machen. Es wohnte zerstreut zwischen der alten Bevölkerung, dazu wurde es aufs heftigste von dem König Sisera bedrängt. So entstanden die traurigsten Verhältnisse. Die Straßen waren infolge der Unsicherheit verödet, der Bauernstand durch den Erntemangel in schwerster Not, eine Hungersnot war zu befürchten, und dennoch wagten die 40 000 wehrfähigen Männer keinen Widerstand, sondern beugten schweigend ihren Nacken unter das Joch; denn es fehlten die Führer, die Rufer zum Streit. Dies ist der dunkle Hintergrund, auf dem sich frisch und dramatisch das Lied erhebt. Jene Situation hat sich geändert; dem Volke sind Helfer erstanden in Barak und Debora, unter ihrer Führung erfocht es den Sieg. Im Hinblick auf sie beginnt das Lied: Preiset Jehovah, daß Führer des Volkes erstanden in Israel. Mutig folgte ihnen das Volk, oder wie es wörtlich im hebräischen Text heißt, sie ließen lang wachsen ihr Haar. Der Krieger, der ins Feld zog, war Jehovah heilig, zum äußeren Zeichen dafür beschor er

sein Haupthaar nicht, sondern ließ es frei wehen; deshalb trug auch Simson ständig langes Haar, weil er ein Jehovah geweihter Kriegsmann war. Ja, man glaubte, im Haar wohne eine geheimnisvolle Kraft. Grund für jenen altherkömmlichen Brauch war, daß Jehovah als Kriegsgott galt. Die Feinde Jehovahs waren Israels Feinde, und die Kriege Israels waren Kriege Jehovahs. Dieser Ansicht entspricht die Wendung 1. Sam. 17, 45: Jehovah Zebaoth, Gott der Schlachtreihen Israels. Jedenfalls nahm auch hier der Erzähler an, daß der im Alten Testament gebräuchlichste Name Gottes „Zebaoth" das Kriegsheer bedeute. Indessen ist diese Auffassung nicht die älteste, wie die Gotteserscheinung in unserem Liede deutlich lehrt. Jehovah hat seinen Tempel in Jerusalem noch nicht bezogen, er wohnt noch auf dem Sinai. Von hier kommt er seinem bedrängten Volke zu Hülfe. Er durchschreitet Edoms Gefilde, im Gewittersturm rückt er heran. Die Wolken strömen Regen, Blitze zucken, vor ihrer Gewalt scheinen die Berge zu wanken. So zieht er zur Schlacht wider seinen Feind Sisera. Zugleich aber kämpfen mit ihm von ihren Bahnen aus auch die Gestirne des Himmels. Sie sind ursprünglich gemeint mit den Heerscharen; als ihr Herr heißt Gott: Jehovah Zebaoth. Zu seinem Lobpreis ermuntert der Sänger das Volk, die Vornehmen, wie die Geringen, die Wanderer, wie die Hirten, die sich zusammenfinden an den Wasserbrunnen. Interessant ist hierbei noch der Hinweis, daß in der ältesten Zeit der Esel das Reittier der Edlen war (ebenso auch Richt. 10, 4). Die Pferde dienten nur zur Bespannung der Streitwagen, erst unter Salomo wurden sie auch zum Reiten verwendet.

Der nächste Teil des Liedes enthält ein Lob aller Stämme, die am Kampfe teilgenommen hatten, und eine Rüge für die, welche sich feige fern hielten. Ephraim und Benjamin, Sebulon und Manasse, Naphtali und Isaschar stellten die Streiter. Besonders rühmlich zeichneten sich Sebulon und Naphtali aus. Beide werden deswegen später noch einmal erwähnt als Männer, die ihre Seele setzten zum Einsatz. Im scharfen Gegensatz dazu folgen die andern, die nicht mitgefochten hatten. Allen voran Ruben, der Erstgeborene unter seinen Brüdern. Ihn höhnt der Dichter wegen seiner schweren Herzenserwägungen, die aber infolge seiner schwächlichen, verweichlichten Gesinnung zu weiter nichts führten, als daß der Stamm bei seinen Hürden blieb, um friedlich Schalmeien zu blasen. Gleichfalls untätig verharrten Gilead, Dan und Asser. Den Höhepunkt aber erreicht des Sängers Zorn, als er an das Verhalten von Meros denkt. Diese Stadt bezichtigt er geradezu des Verrats an der Volkssache; da wir von ihr weiter nichts wissen, dürfen wir wohl annehmen, daß sie wegen dieses Verbrechens von den siegreichen Volksgenossen zerstört worden ist. Die Stämme Juda und Simeon werden garnicht erwähnt, wahrscheinlich kamen sie wegen ihrer abgelegenen Lage für die Schlacht nicht in Betracht.

Nun folgt die Schilderung der Schlacht. Die Ebene Jesreel ist von jeher das Kampfgefilde Israels gewesen. Bei Megiddo trafen die Heere aufeinander. Dem begeisterten Angriff der verbündeten Stämme konnte Sisera nicht Widerstand leisten, zumal sich auch die Gestirne am Himmel wider ihn erklärten. Er wurde gänzlich geschlagen. Mit stolzer Freude gedenkt der Sänger der Macht seines Volkes. Wie Helden schritten die Scharen der Krieger. Dieselben Bauernarme, die sonst Hacke und Sichel führten, schwangen hier mit Erfolg Schwert und Lanze. Von den Bergen herab stürmten sie an gegen die feindlichen Schlachtreihen und drängten sie in den Kison, in dessen Fluten viele ihr Grab fanden. Der durch das Ungewitter hochgeschwollene Fluß schwemmte ihre Leichen ins Meer. Vergeblich waren alle Anstrengungen der Wagenkämpfer; wuchtig und eindrucksvoll wird das mutige Heranstürmen der Rosse geschildert: Die Hufe der Rosse, wie stampften sie auf beim Jagen, beim Jagen der Helden!

Das Gedicht wird abgeschlossen durch zwei schon durch ihren Gegensatz wirksame Bilder, in denen der Dichter die höchste dramatische Kraft entfaltet. Das erste zeigt uns den König Sisera auf der Flucht. Müde und matt von den Anstrengungen des Tages kommt er ohne jede Begleitung in das Zelt des Nomadenweibes Jael. Da diese als Keniterin nicht zu Israel gehörte, bat er sie um ein wenig Wasser. Sogleich entsteht in ihrer Seele der Plan, den Landesfeind umzubringen. Um ihn ihrer freundlichen Gesinnung sicher zu machen, gibt sie ihm statt des erbetenen Wassers das vornehmste Wüstengetränk, Milch, in prächtiger Schale, wie man sie geehrten Gästen darzureichen pflegt. Über diese Aufnahme erfreut, legt sich Sisera im Zelte zum Schlaf nieder. Hierauf hatte sie gewartet. Mit einem Hammer zerschmettert sie seinen Schädel, indem sie einen Zeltpflock durch seine Schläfen trieb. Durch ihr mutiges Verhalten wird erst der Sieg vollständig und das Land für immer frei; darum preist sie der Dichter unter den Weibern im Zelt.

Direkt von der Leiche Siseras hinweg werden wir durch das zweite Bild in das Frauengemach des königlichen Palastes geführt, wo alle durch die Hoffnung auf den siegreich heimkehrenden Führer belebt werden. In feiner, sinniger Weise zeigt nun hier der Dichter, wie sich in dem gefühlvollen Mutterherzen Unruhe und bange Sorge erheben um den erwarteten Sohn. Er bleibt ihr zu lange, ängstlich späht sie immer wieder zum Fenster hinaus oder lauscht auf die Tritte seiner Gespanne. Ihre Palastdamen, denen das Fühlen und Ahnen der Mutter fehlt, suchen sie zu beschwichtigen durch den Hinweis auf die reiche Beute, deren Verteilung wahrscheinlich die Heimkehr der Sieger verzögere. Um die Wirkung dieser Scene recht zu verstehen, müssen wir uns auch die Schadenfreude der Hörer vergegenwärtigen. Jene ist ein echt semitischer Zug und sie leiht hier dem Dichter die Farben zu einem Bilde, wie es seiner Phantasie am angenehmsten ist. Um in der Betrachtung desselben recht schwelgen zu können, denkt natürlich ein jeder ohne weiteres an den Schmerz der Mutter, wenn sie den schimpflichen Tod ihres geliebten Sohnes erfährt. Dieser Vorgang bleibt jedoch der Phantasie des Einzelnen überlassen; indem ihr vom Dichter durch weises Schweigen keinerlei Beschränkung auferlegt wird, erzielt er die höchste Wirkung. Diese kann auch in der Dichtkunst nur dann erreicht werden, wenn der Einbildungskraft freies Spiel gelassen wird. Wenn sich im Gegensatz dazu heute viele moderne Dichter bemühen, die höchsten Affekte zu schildern, so binden sie nur der Phantasie die Flügel und nötigen sie, da sie über die gegebene Darstellung nicht hinaus kann, sich mit einem schwächeren Effekt zu begnügen.

Das Deboralied ist besonders im mittleren Teile sehr verderbt überliefert. So weit es angängig war, ist in der Übersetzung der rekonstruierte Text wiedergegeben. Auch ist in unsern heutigen hebräischen Texten das Lied fortlaufend gedruckt. Da jedoch bekannt ist, daß bei den Siegesfesten der Israeliten Reigentänze von beiden Geschlechtern gemeinsam aufgeführt und dazu von ihnen, ähnlich wie von den griechischen Chören, gesungen wurde, so darf man wohl annehmen, daß auch das Deboralied nach seinen verschiedenen Bestandteilen abwechselnd von Einzelpersonen oder Chören gesungen worden ist, und daß die Aufforderungen zum Singen an Barak und Debora wörtlich zu verstehen sind. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Kehrverse wie einige parallele Glieder ergänzt sind.

Intimes von Richard Strauß.

Oscar Bie hat in einer sehr lesenswerten Studie „Intime Musik" die verschiedenen Versuche behandelt, die im Laufe der letzten Jahre unternommen wurden, um der immer mehr umsichgreifenden Veräußerlichung unserer öffentlichen und privaten Musikpflege entgegenzutreten. Über die Ursachen dieser traurigen Vergröberung sind sich wohl alle Eingeweihten klar; Eitelkeit und die ja zumeist trügerische Hoffnung auf Gelderwerb tragen die Hauptschuld

an der Überproduktion, — haben wir in Berlin während der Hochsaison doch täglich mindestens drei bis vier öffentliche Konzerte, — und wie wenige dieser Unternehmungen bedeuten für Besucher wie Veranstalter mehr als Zeit- und Geldverlust! Wieviel mehr Freude, wahre, innerliche Freude bereitet dagegen das „Musizieren" daheim. Jeder kann sein Bestes bieten, ohne daß grelles Lampenlicht die Fehler vergrößert, die Vorzüge verkleinert. Die herrlichsten Schätze unserer klassischen und romantischen Kunst — Kammermusik, Solostücke und Lieder — alles übt dort seinen schönsten Zauber auf Geist und Gemüt aus. Und auch die „bösen" modernen Komponisten haben Werke geschrieben, welche erst im Zimmer ihre volle Schönheit, ihren ganzen Wert uns enthüllen, selbst Richard Strauß, der als Techniker und Routinier verschrieene Berliner Hofkapellmeister. Es gilt das nicht allein von seinen Liedern. Die schönsten unter ihnen sind wohl bereits Gemeingut des deutschen Volkes geworden, ich erinnere nur an „Morgen", „Traum durch die Dämmerung", „Du meines Herzens Krönelein" u. a. m. Wer sich mit seinem op. 9, „Stimmungsbilder" für Pianoforte einmal eingehender beschäftigte, dem wird schwerlich die aufgewandte Mühe leid werden, ein so eigen-, ja einzigartig-poetischer Duft entströmt ihnen. Von echt Schumannschem Charakter ist „Auf stillem Waldespfade", zart und duftig erklingt der Gesang der „Einsamen Quelle". Das „Intermezzo" ist ein munteres Stücklein und das schwerste der Sammlung, aber als die wertvollsten erkennt wohl ein jeder die beiden letzten. Die „Träumerei" kann sich mit Ehren neben der berühmten Schumannschen behaupten, und das „Haidebild" ist ein packendes Tongemälde. Unter grauem Himmel die weite Öde der Heide, aus der Ferne ein leises Klingen, du weißt nicht woher und wohin, ein innig klagender Gesang tönt an dein Ohr, aber beängstigend umgibt dich die Leere und Einförmigkeit. Da bricht ein warmer Sonnenstrahl über duftende Heideblumen hin; nur für einen kurzen, freundlichen Augenblick, dann versinkt wieder alles in graue Traurigkeit. Ein Aufschrei entringt sich der beklemmten Brust, und dumpf und still schließt das Stück, wie es begonnen. — Er selbst, der gefeierte Orchesterkomponist wird vermutlich mitleidigen Lächelns auf diese „Jugendsünden" zurückblicken, wir aben wollen uns derselben freuen mit ganzer Kraft und dem Komponisten danken für die schöne Gabe und ihn bitten, einmal wieder für das deutsche Hausinstrument, das Klavier, zu dichten.

Strauß' Kammermusik ist wohl mehr für den Konzertsaal gedacht, ihrer enormen technischen Schwierigkeit wegen werden sich nur wenig „Hausmusikanten" finden, die seine Cello- und Violinsonate, sein Klavierquartett spielen können. Und doch enthalten auch diese Werke in einzelnen Teilen Musik von echter und großer Intimität, wie die auch einzeln erschienene Improvisation aus der Violinsonate op. 18, welche sich bei nicht übermäßiger Schwierigkeit so recht fürs Musizieren daheim eignet.

Ein Werk aber, von solch' tiefer Innerlichkeit, daß es wohl schwerlich je ein Konzertpublikum fände, wäre nicht Richard Strauß, dessen Musik man kennen „muß", der Komponist, ein Werk, so recht geeignet zum Vortrage in intimstem Kreise, dessen Wirkung vielleicht am größten ist, wenn nur die beiden Ausführenden sich gegenseitig daran erheben, ist sein Melodram für Pianoforte und Deklamation Enoch Arden, als op. 35 bei Forberg in Leipzig erschienen. Es ist über das Melodram als Kunstform bereits so viel für und wider geschrieben und gesprochen worden, daß es mir besser erscheint, darüber zu schweigen, nur das sei mir hier auszuführen gestattet: wenn ein Kunstwerk in seiner Totalität so tiefe Wirkung auszuüben vermag, ist es doch wohl ziemlich gleichgültig, ob die Form dem Einzelnen anfechtbar dünkt oder nicht. Strauß dichtet nun in seiner Musik das ergreifende Gedicht Tennysons mit vollendeter Meisterschaft nach. Nicht ängstlich Wort um Wort, — vielleicht hätte an manchen Stellen das Klavier wirksam mitsprechen können, wo der Komponist es schweigen läßt, — aber überall, wo es spricht, und wenn's nur wenige Takte, ja wenige Töne sind, wird eine Verinnerlichung des Wortes, eine Konzentration der Stimmung erreicht, die wohl auf kein empfängliches Gemüt ohne tiefe Wirkung bleiben wird. Wenn z. B. dem auf ferner Insel der Befreiung harrenden Enoch-Arden wie Traumbilder die Gestalten aus der Heimat emporsteigen, und dabei im Klavier die Motive und Klänge des Anfangs ertönen, wer könnte da ohne Ergriffenheit lauschen dem Wehen des göttlichen Odems, der aus jedem wahrhaft geschaffenen Kunstwerk zu uns sprechen muß! Freilich, mit Worten die Schönheit der Musik schildern zu wollen, wäre vergebliche Liebesmüh', eine thematische Analyse hätte nur für die Kenner des Werkes Wert und wer's kennt, braucht ihrer nicht, so klar, so leichtverständlich ist das ganze. Robert Schumann sagt einmal bei der Besprechung eines Werkes: „Die beste Rezension wäre, der Zeitschrift tausend Exemplare für ihre Leser beizulegen und freilich eine teure". Wer Ohren und Augen auf dem rechten Fleck hat, und Hände, die vor einiger Mühewaltung — und ohne die wird's freilich kaum abgehen — nicht zurückschrecken, und eine gleichgestimmte Seele, welche das Gedicht zu lesen im stande ist, oder zwei Freunde, die's ihm vorführen können, der sollte sich mit diesem herrlichen Werk bekannt machen. Er wird's Richard Strauß danken. Carl Schaeffer.

Was soll solche Musikstudie in unserem Protestantenblatt? wird mancher Leser fragen. Ist des Raums zu viel und des Stoffs zu wenig in einer Zeit, die voll schwerer Probleme steckt? Aber dürfen wir in der schweren Zeit nicht auch einmal aufatmen vom Druck und die Leser aufatmen lassen unter der Lektüre einer leichten Plauderei. Freilich halten wir uns immerhin eine Beziehung auf unsere weiten und großen Grundgedanken fest, die sicherlich auch das umspannen, was der Töne Meister uns im Ernst und Scherz zu sagen gewünscht. Vielleicht, was solche Stimmungen, in die uns Meister Strauß versetzt, an uns und in uns wirken wollen und können, wie das sich eingliedert in das Ganze der Wirkungen von außen auf unseres Inneres und mit dies Innere gestalten hilft. Aber vielleicht regt's diesen oder jenen Leser an, vielleicht den freundlichen Schreiber der vorstehenden Zeilen selbst, uns aus diesem Sinn und in dieser Art die Musik und unsere Stimmungen unter ihr zu deuten, aufzuweisen die Gotteswirkungen, die auch von ihr ausgehen in Ernst und Scherz auf die Menschen, um uns zu fördern in der Lebenskunst. Sie seien herzlich willkommen, diese Musikbetrachtungen, in unserem Blatt. Die Red.

Probleme aus A. Frances Roman „Herr Bergeret in Paris".

A. France ist nach der Ansicht der gebildeten Franzosen der beste zeitgenössische Schriftsteller. Darum wird es nicht unwillkommen sein, eine Probe seiner allgemeinen Ansichten kennen zu lernen, welche ich aus einem für ihn sehr charakteristischen Werke gezogen habe. Ich bemerke noch, daß A. France ebenso wie sein zu früh verstorbener Zeitgenosse, E. Zola, sozialistischen Ideen huldigt. Überhaupt scheint Frankreich dasjenige Land zu sein, worin der Sozialismus am tiefsten Wurzel geschlagen hat.

Der Staat. Es ist begreiflich, daß man für den Staat, der einem übellaunigen, bärbeißigen Herrn hinter dem Schalter gleicht, sich nicht aufopfern mag; aber das hindert uns nicht, ihm einen großen Teil unseres Besitzes anzuvertrauen. Wenn er erst Verwalter des Gesamtbesitzes geworden ist, hört er auf, uns zu quälen. Augenblicklich nagt er an dem Privatbesitz, kratzt und beißt ein wenig in die großen Geldsäcke, desto mehr aber holt er sich aus den Hütten der Elenden. Da er habgierig ist, sucht er sein Verlangen nach

Möglichkeit zu befriedigen. In dem Zukunftsstaate wird er niemanden peinigen, weil er mit den Bürgern identisch und, wie die Götter, ohne Wunsch ist. (253.)

Die Träume der Philosophen haben zu jeder Zeit die Menschen zu Taten angeregt, so arbeiten die Staatsmänner nach ihren Plänen; denn der Gedanke schafft die Zukunft. Jede Staatsgemeinschaft, deren Organe nicht die ihnen zufallenden Pflichten erfüllen und deren Bürger nicht genügend von ihrer Arbeit leben können, stirbt ab. Darum sind unsere jetzigen Ordnungen reif für den Tod, und tiefe Gährungen und Zerwürfnisse deuten auf ihr nahes Ende. (256.)

Das Lehnswesen war fest begründet. Als aber der Klerus der Wissenschaft den Rücken kehrte und der Adel nicht mehr mit dem Degen in der Faust den Bauer und den Handwerker verteidigte, als beide Stände sich stolz aufblähten und dem Fortschritt in den Arm fielen, um ihn aufzuhalten, da fegte sie die Revolution hinweg. Wer möchte bezweifeln, daß die heutige Gesellschaft nicht auch erkrankt ist und einem ähnlichen Schicksale entgegengeht? —

Die Verteilung der Güter. Unsere heutigen Unternehmer nennen sehr witzig die Arbeitermassen einen Körper ohne Geist, sie seien vermöge ihrer höheren Intelligenz die Seele aller geschäftlichen Betriebe. Muß denn eine Seele sich mit Reichtümern ausstopfen? Ist es nicht erfreulich, wenn die Intelligenz zur Produktion fortschreitet, entbindet dieser Vorteil den Arbeitgeber von der Pflicht, den Gewinn mit seinen Mitarbeitern zu teilen? In der zukünftigen Republik gibt es jedoch keinen Gewinn und keinen Lohn mehr, alles Gut ist Gemeingut geworden. Die kostbarsten Güter, die Luft und das Licht, sind allen atmenden Wesen gemeinsam. Geiz und Habsucht haben in jahrhundertelangem Bemühen Güter geschaffen, um deren Besitz sich die Menschen streiten. Diese körperlichen Güter sind im Vergleich zu den allen gemeinsamen von weit geringerem Werte. Schon in unserer Gesellschaft, die noch weit entfernt ist von der idealen Republik, sind die wertvollsten Güter Gemeingut. Straßen, Flüsse, Wälder, Bibliotheken und Museen sind allen zugängig, der Kollektivismus, dessen Erscheinen wie ein grimmiges Ungeheuer gefürchtet wird, umgibt uns schon in tausend vertrauten Formen, er erschreckt uns, sobald man davon redet, und wir genießen schon die Vorteile, die er mit sich bringt. (253.)

Wohltätigkeit. Wer Almosen gibt, begeht eine schlechte Handlung; denn er erniedrigt seinen Mitmenschen und stützt eine Einrichtung, welche dem Starken Gewalt über den Schwachen verleiht. Das Almosen ist ein Schimpf für den, der gibt, und für den, der nimmt. (238.) Almosengeben ist ein alter Irrtum des Philisters, welcher glaubt, seine Pflichten gegen seine Brüder erfüllt zu haben, wenn er einem Bettler einen halben Groschen schenkt. Das ist die lächerlichste, dummste und armseligste Handlung, welche angesichts einer besseren Verteilung der Güter begangen werden kann. Die fluchwürdige Gewohnheit, Almosen zu spenden, ist gerade das Gegenteil der Wohltätigkeit und hat mit dem Mitleid gar nichts zu tun. Almosengeben verhält sich zur Wohltätigkeit gerade so wie eine Grimasse zum Lächeln einer Schönen. Die Wohltätigkeit ist gerade so sinnreich wie das Almosen unsinnig ist. Wir haben viele Wohltätigkeitsanstalten, welche verschiedene Namen führen und teilweise auch nützlich sind; ihr gemeinsamer Fehler ist nur der, daß sie die soziale Ungerechtigkeit zulassen, also bloß verdorbene Heilmittel bieten. Aus Liebe zu den Brüdern müssen alle zur Herbeischaffung der Güter herangezogen werden. Die wahrhafte Liebestätigkeit ist das Geschenk der Werke an alle, sie ist Güte, Hingabe der Seele an den Dienst der Menschheit, sie ist einem mit Wohlgerüchen gefüllten Gefäße vergleichbar, dessen Inhalt sich in Taten der Barmherzigkeit umsetzt; sie ist der Inbegriff aller wahrhaft großen Leistungen unseres Geschlechts, der Gesamtbesitz, welcher in gerechter Verteilung der Liebe und Vernunft Genüge leistet. Wir haben nur uns selbst zu eigen, darum können wir auch bloß unsere Arbeit, unsere Seele und unseren Geist verschenken. Diese hochherzige Gabe seiner selbst zum Besten der Allgemeinheit bereichert den Schenkenden ebenso wie den Empfänger. Der Bettler ist der Sohn unseres Stolzes; seine Mutter ist die Unbilligkeit. Das Wohl aller beruht auf gegenseitigem Geben und Nehmen; der Bettler leistet einen zu geringen Beitrag, weil er zu wenig empfängt. (243.)

Das Milizheer. Die Sozialisten, welche gegen jede Eroberung von Ländern sind, empfehlen zur Verteidigung des Landes das Milizheer. Gewiß verdienen die Ideen ernsthaft geprüft zu werden. Es steht kaum zu befürchten, daß sie heute oder morgen schon verwirklicht werden; denn jeder Fortschritt vollzieht sich langsam und wird oft durch eine rückwärts gehende Bewegung in Frage gestellt. Zahllose tief liegende Kräfte, welche den Menschen an die Vergangenheit knüpfen, machen ihm eingewurzelte Irrtümer und Vorurteile, veraltete Glaubenssatzungen und barbarische Einrichtungen so wertvoll, daß er sie zu hoch einschätzt und als Pfänder seiner Sicherheit betrachtet. Jede wohltätige Neuerung erschreckt ihn, weil er aus Vorsicht nachahmt und auch das morsch gewordene Schutzdach nicht abzubrechen wagt, unter dem seine Vorfahren sich sicher gefühlt haben, selbst wenn es ihn zu zerschmettern droht. (69.)

Glück. Ein reines Glück gibt es nicht, auch würde das heilige Mitgefühl, die Schönheit der Seele verschwinden, wenn das Leid aufhörte. Herber Seelenschmerz und physisches Leid werden ohne Aufhören fortbestehen, sie sind so sicher wie Tag und Nacht. Das Übel ist notwendig und liegt in der Natur unseres Wesens; Freude und Leid bedingen einander, wir würden kein Verständnis für das Glück haben, wenn wir nicht auch unglücklich sein könnten. Das Leid ist die Schwester des Glücks, ihr gemeinsamer Atem bewirkt einen harmonischen Klang, der über die Saiten unseres Herzens geht. Der Hauch des Glückes allein würde einen langweiligen und drückenden Ton erzeugen, der dem Stillschweigen gleich käme. Aber zu den unvermeidlichen Übeln, welche aus der menschlichen Anlage entspringen, kommen noch die künstlichen, welche aus der sozialen Verfassung resultieren. Die Menschen sollten nicht mehr durch ungerechte Arbeit entstellt werden, welche sie vor der Zeit zu Grunde richtet, die Sklavenketten sollten ihnen abgenommen werden, und die Fabriken sollten nicht mehr die Leiber zu Tausenden zerstören. (250.)

Das Wort. Durch das Wort wird eine Besserung herbeigeführt werden; denn die Verknüpfung der zwingenden Gründe und der hohen Gedanken liefert ein unzerreißbares Band. Das Wort schlägt die Gewaltigen nieder und stürzt die Starken. Wie die großartigen Umwälzungen auf unserer Erdoberfläche das Ergebnis von längeren und mehrfachen Vorgängen sind, welche die Zeitgenossen nicht einmal vermuteten, so vollziehen sich auch die Umbildungen in der menschlichen Gesellschaft unmerklich, aber stetig. Wir fürchten wie eine zukünftige Sintflut den Wechsel, der schon vor unserer Geburt eingesetzt hat und sich vor unseren Augen vollzieht, ohne daß wir es merken, und der vielleicht erst in einem Jahrhundert fühlbar wird. (259.)

Die ursprüngliche Natur. Der Mensch ist von Natur nicht gut, er entwickelt sich aus der Barbarei zu einem edlen Wesen, er schafft mit großer Anstrengung eine unsichere Gerechtigkeit und schwankt hin und her zwischen Selbstsucht und Güte. Die Zeit ist noch fern, in welcher die Menschheit ein mildes und wohlwollendes Geschlecht genannt werden kann, in der der Krieg aufhört und die Schlachtenbilder verborgen gehalten werden. Noch lange wird die Herrschaft der Gewalt andauern, noch lange werden sich die Völker aus nichtigen Gründen zerfleischen und die Bürger desselben Staates sich die zum Leben nötigen Güter entreißen. Die Menschen werden sich jedoch nicht mehr barbarisch gegen einander benehmen, wenn sie weniger unter dem Drucke der täglichen Existenzsorgen zu leiden haben und der Fortschritt der Industrie einen Fortschritt der Sitten herbeigeführt hat. Wie wohltätig die Verbesserung der Lebensbedingungen auf den Organismus wirkt, sehen wir an der Pflanze, die bei

der Verpflanzung in einen fetten Boden sich zu wunderbarer Schönheit entwickelt. (245.)

Die Zeit. Es ist nicht gut, zu viel über die Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Diese abstrakten Begriffe waren dem Menschen ursprünglich unbekannt, er hat sie sich erst im Laufe der Zeit erworben. Die Vorstellung von der Vergangenheit ist an und für sich ziemlich schmerzlich, auch möchte wohl niemand alle durchlebten Phasen seines Daseins noch einmal beginnen und zu Ende durchmachen. Freilich gibt es angenehme Stunden und köstliche Augenblicke, aber diese sind dünn gesäte Perlen und Edelsteine in dem rauhen und düsteren Einschlag der Tage. Die Jahre gehen langsam dahin, und wenn es bisweilen angenehm ist, in der Erinnerung zu leben, so rührt das daher, daß wir unsern Geist nur auf einer kleinen Reihe von Augenblicken ruhen lassen können. Im allgemeinen aber gewährt die Vergangenheit ein abgeblaßtes und trauriges Bild. Was die Zukunft anbetrifft, so kann man ihr nicht ohne Bangen ins Antlitz schauen, welches in drohende, düstere Falten gezogen ist. An und für sich sind Vergangenheit und Zukunft keine Realitäten, die Fortsetzung der Zeit ist eine reine Einbildung. Es liegt in der mangelhaften Einrichtung unserer Sinne, daß wir das Morgen nicht so erblicken wie das Heute. Man kann sich recht gut Wesen vorstellen, welche mit solchen Organen versehen sind, die es ihnen ermöglichen, auf einmal durch einen längeren Zeitabschnitt getrennte Erscheinungen zu umfassen. Mit andern Werkzeugen ausgerüstet, könnten wir uns vielleicht mitten im Leben tot sehen; denn da die Zeit nicht existiert, und die Folge der Zeiten nur eine Täuschung ist, so vollziehen sich alle Tatsachen zugleich, die Zukunft vollendet sich nicht, sie ist bereits vollendet. (80.)

Weisheit und Gerechtigkeit. Die eigentliche Kraft des Menschen beruht in der Weisheit; durch sie sind die Völker groß geworden. Nicht die über die Straßen rennenden Schreier begründen den Ruhm der Nationen, sondern die großen Gedanken, welche in den Köpfen der Forscher entstehen und in den breiten Schichten des Volkes Verbreitung finden; sie veredeln die Sitten und klären die Anschauungen der Erdenbewohner. Die Zierden des Vaterlandes sind die, welche für die Gerechtigkeit ins Gefängnis gelegt wurden und Verbannung und Schmähung erlitten haben. (97.)

Wir bringen diesen Auszug ohne Kritik, obgleich die vorgetragenen Ideen gerade wegen ihrer sozialistischen Färbung vielfach den Widerspruch herausfordern. Es kommt uns nur darauf an, die Aufmerksamkeit auf diesen ausgezeichneten Schriftsteller zu lenken, der sich durch eine meisterhafte Darstellung und durch einen gesunden Humor auszeichnet.

Im Geburtshaus des Albertus Magnus.

Nicht weit von der württembergischen Grenze liegen am Donaustrande in kleiner Entfernung voneinander die beiden baierischen Städtchen Lauingen und Dillingen: jenes die Geburtsstadt des Dominikaners Albertus Magnus, dieses ehedem Residenz der Bischöfe von Augsburg und Stätte einer Universität, welche, eine zeitlang Hauptsitz der Jesuiten, im Jahre 1804 aufgehoben wurde. Derselben gehörte 1784—1794 der als Vertreter einer innerlichen und duldsamen Richtung bekannte Joh. Mich. Sailer an; auch der Jugendschriftsteller Christof v. Schmid brachte einen Teil seiner Jugendjahre in Dillingen zu, was durch eine Gedenktafel an seinem Kosthaus verewigt ist. Eine solche befindet sich auch an dem Geburtshaus von Albertus Magnus in Lauingen, auf dessen Marktplatz ein Denkmal diesen großen Deutschen unter den Philosophen und Theologen des Mittelalters in Lebensgröße im Dominikanergewand darstellt.

Das Haus in Lauingen, in welchem Albertus Magnus im Jahre 1193 geboren wurde, ist ein kleines zweistöckiges Gebäude. Ein biederer Kammacher betreibt darin ein Geschäft und einen Laden. Er zeigt mit Stolz das Gemach, in dem der berühmte Scholastiker das Licht der Welt erblickt haben soll. Albertus stammt übrigens aus dem Geschlecht der Edlen von Bollstädt, deren Stammschloß in der Nähe von Lauingen stand. Dieses Lauingen ist ein altes Städtchen, unmittelbar an der Donau gelegen, mit hochgiebeligen Häusern, engen und winkeligen Gassen, mit vielen Resten und Spuren des Altertums, wie die meisten Städte und Städtchen in Baiern noch Mauern und Türme aufweisen. Weithin dehnt sich die Donauebene und man wird wohl nicht fehlgehen mit der Annahme, daß die Kindheits- und Jugendeindrücke, wie sie Albertus aus der ihn umgebenden Natur empfing, auch ein Baustein gewesen sind für die Bildung seiner Gedankenwelt. Denn wenn es der mittelalterlichen Scholastik eigen war, das eine aus dem anderen abzuleiten, nach oben und unten wie nach rechts und links Verbindungslinien zu ziehen, das Unendliche im Endlichen zu suchen und das Endliche in der Notwendigkeit seines Daseins und Soseins zu erfassen, — nun, solche Städte und Städtchen mit ihren festgefügten Mauern und Türmen, mit ihren aneinander gebauten Häusern und ihren durch Gänge und teilweise auch Treppen mit einander verbundenen Gassen, mit ihren abgeschlossenen Höfen und stillen Winkeln, mit ihren hochragenden und weitgedehnten Kirchen und auch wieder kleinen Kapellen — sie werden doch auch in etwas mitgewirkt haben dazu, daß und wie jene Denker der mittelalterlichen Kirche ihre Gedanken sich bildeten und verknüpften.

Ihrer einer war Albertus Magnus, Sohn einer kleinen Stadt und doch des Ehrennamens „doctor universalis“, der ihm wurde, wohl wert. Konnten sich doch seine Zeitgenossen den gewaltigen Umfang seiner Kenntnisse in Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften nur durch einen Bund mit dem Teufel erklären, sodaß er dem Volke als Zauberer galt. Seine Wege führten ihn nach Padua, Paris, Köln, Regensburg (hier war er 1260—1262 Bischof) und als Ordensgeneral der Dominikaner in Deutschland da und dorthin. Am 15. November 1280 ist er gestorben und ward in dem Chor der Dominikanerkirche in Köln begraben. Papst Gregor XV. sprach ihn 1622 selig und das möge er auch geworden sein! Ei.

Quittung.

Für den **Kirchenbau in Turn** gingen bei uns ein: Von Dr. J. Dr. 10 ℳ, von Fabrikant G. N. 5 ℳ, durch Pastor M. G. in Hirschberg 14,30 ℳ, von Frl. H. 5 ℳ, in Summa 34,30 ℳ. Herzlichen Dank! Um weitere Gaben bittet die Redaktion.

Vom Büchertisch.

Völlige Liebe. Von Pastor Andrew Murray. Leipzig, Christoph Steffen. 1903. 67 Seiten. Preis ?

Unter obigem Titel liegen uns in guter deutscher Übersetzung (von P. Holtey-Weber in Betzdorf a. d. Sieg) zwei Ansprachen vor, die im Jahre 1893 zu Beginn und zum Schluß der südafrikanischen Keswick-Konferenz von dem Präsidenten der südafrikanischen „General-Mission“, Pastor A. Murray, gehalten worden sind; und zwar war es bereits die 3. Ausgabe des englischen Originales, die bei der Übertragung ins Deutsche benutzt wurde. Die Eröffnungsansprache baut sich auf dem Johanneischen „Gott ist Liebe“ auf, die Schlußansprache knüpft an den letzten Vers von Jesu hohenpriesterlichem Gebet im Ev. Joh. Kap. 17 an. Die Ansprachen ruhen auf altdogmatischem Grunde; doch ist ihnen eine gewisse herzgewinnende Wärme nicht abzusprechen, die auch auf Andersdenkende wohltuend wirken kann; Vorbild etwa: Thomas v. Kempis. Die Gedanken weisen einen wohlüberdachten Fortschritt auf; jede neue Gedankenstufe ist auch äußerlich durch den Druck kenntlich gemacht. Die Redeweise ist ungekünstelt und doch ansprechend; Fremdwörter sind fast gänzlich vermieden, was auch einmal Anerkennung verdient. Der Ton ist mild und dennoch eindringlich, obschon der Redner bescheiden erklärt: ich fühle wohl, daß ich nur gesammelt habe, als ich von diesen Dingen sprach. Nun, wie weit man vollends in der rauhen Wirklichkeit noch von völliger Liebe entfernt ist, das hat ja gerade Südafrika nochmals zur Genüge erfahren müssen. In seiner äußeren Ausstattung gemahnt das Büchlein unverkennbar an das einst vielgelesene Drummondsche, welches demselben Gegenstand gewidmet war; jedenfalls dürfen wir auch diese erneute Liebesgabe vom Ausland dankbar entgegen nehmen.

Apolda. H. Freytag.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 19.

Bremen
Berlin.

7. Mai 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kolonialpflichten und Kolonialsünden. I. — Die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht. I. — Aus dem Rheinland. Ein nobles Konsistorium. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Kolonialpflichten und Kolonialsünden.

I.

Die Sächsische kirchliche Konferenz zu Chemnitz hat an das Sächsische Landeskonsistorium die Bitte gerichtet, dasselbe möge seinen Einfluß dahin geltend machen, daß eine allgemeine Reichskollekte für Mission eingeführt werde, die unter die in unseren deutschen Kolonien arbeitenden deutschen protestantischen Missionsgesellschaften nach Maßgabe ihrer Aufwendungen verteilt würde. Die religiös-sittliche Pflege der Eingeborenen und unserer in den Kolonien ansässigen Landsleute werde in Zukunft um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdienen, als die in deutschen Kolonien arbeitenden fremden, besonders englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften sich mehr und mehr zurückzuziehen anfingen, seitdem ihnen zugemutet wurde, in ihren Schulen deutsch zu unterrichten. —

Wollte Gott, daß man überall in Deutschland eine so deutliche Empfindung von den brennend ernsten Verpflichtungen auch auf religiös-sittlichem Gebiete hätte, die wir mit dem Beginn kolonisatorischer Tätigkeit auf uns genommen haben! Statt dessen hört man gerade gegenwärtig wieder nur von der Pflicht reden, die materiellen Schätze unserer Kolonien zu erschließen und die dabei hinderlichen eingeborenen Völkerschaften mit Gewalt zur Ruhe zu bringen.

Nur ein sittlich hoch stehendes Volk hat überhaupt das Recht, Kolonien zu erwerben und zu verwalten. Unter Kolonisation darf nicht bloß die materielle Ausnutzung eines Landes verstanden werden. „Kolonisieren", das will sagen: Die Pflicht auf sich nehmen, ein bestimmtes Stück Land mitsamt seiner Bevölkerung kulturell zu heben, damit es für das kolonisierende Volk, aber weiter auch über dasselbe hinaus für die gesamte Menschheit, ihr leibliches und geistiges Leben Früchte trage. Kolonisieren heißt: unfruchtbares oder bisher nicht genügend ausgenutztes Land in fruchtbringendes, und leistungsunfähige Menschen in arbeitsame, strebsame, sittlich und religiös veredelte umzuwandeln. Nur wer so kolonisiert, hat ein inneres Recht darauf, Kolonien zu besitzen. Ja, wer so zu kolonisieren im stande ist, der hat geradezu die Pflicht zu kolonisieren und an der Hebung der Menschheit seinerseits mitzuarbeiten. Eine Kolonisation, die bloß auf unsere eigene Bereicherung ausginge und keine Rücksicht nähme auf das Wohl des Volkes, in dessen Land wir kolonisieren, wäre nichts als gemeiner Raubbau und müßte als solcher von jedem Menschenfreund aufs rücksichtsloseste bekämpft werden. Die Eingeborenen haben uns ja doch nicht gerufen, sie haben uns ihr Land nicht angeboten. Sie sehen in uns zunächst nichts weiter als Eindringlinge, und sie haben so lange auch Recht mit dieser Auffassung, bis wir ihnen zum Segen geworden sind und sie hinterher das, was sie erst als Unglück ansahen, als Glück empfinden. Lieber keine Kolonien als solche, in denen die Eingeborenen ausgenutzt, geschunden, moralisch ruiniert und schließlich ganz zu Boden getreten werden.

Man sollte es nicht glauben, daß es im 20. Jahrhundert noch Leute geben könnte, die uns jene von den Spaniern in Amerika geübte und seitdem leider immer wieder in Anwendung gekommene brutale und inhumane Kolonisationsmethode zu empfehlen wagten. Aber der Aufstand in Südwestafrika hat Dinge an den Tag gebracht und Stimmen laut werden lassen, über die man sich als Deutscher nur bis in die tiefste Seele schämen kann. Und diese Empfindungen zu äußern ist Pflicht jedes Deutschen, der sein Volk lieb hat; es ist nicht nötig, daß immer nur die Sozialdemokraten die rechten Worte finden, um dieses Herrenmenschentum zu geißeln.

In der „Kolonialen Zeitschrift" führen die Vertreter jener brutalen Kolonisationsart besonders das große Wort. Da heißt es (1904, S. 79): „Ist der Farbige nicht willig, so brauchen wir Weißen eben Gewalt. Er hat sich den modernen Anschauungen zu fügen oder von der Bildfläche dauernd zu verschwinden." — Also von einer erziehlichen Hebung der Eingeborenen, von einem freundlichen und nachsichtigen Entgegenkommen gegenüber ihren kindlichen, mitunter auch kindischen Anschauungen, von einem verständnisvollen Anknüpfen an ihre Sitten und Gebräuche, ihre sozialen, sittlichen, religösen Vorstellungen zum Zweck ihrer Förderung ist bei diesen Herren keine Rede! Das ist Frömmelei, schulmeisterliche Pedanterie, Humanitätsdusel! Der Schwarze hat sich den modernen Anschauungen zu fügen (und was fällt für diese Herrenmenschen nicht alles unter den Begriff „moderne Anschauungen"!), und da er das selbstverständlich nicht kann, so hat er eben zu verschwinden. Kann man sich einen erbärmlicheren Standpunkt denken!

Abgesehen von dem Egoismus, der ohne Rücksicht auf das Wohl des Nächsten schnell vorwärts kommen will, liegt diesem Standpunkt der grobe Irrtum zu Grunde, als ob die sogenannten „wilden" Völkerschaften nicht bildungsfähig seien. Man hat diese Behauptung im Laufe der Zeit ungefähr von allen Völkern aufgestellt, die nicht auf der Höhe unserer Kultur stehen, von den Türken, Chinesen und seinerzeit sogar auch von den Japanern bis herab zum Neger, Indianer und Feuerländer. Nun kann ja nicht geleugnet werden, daß diese Völker, und besonders die letztgenannten, sich den „modernen Anschauungen" nicht von heute auf morgen fügen können; daß aber eine aufopfernde, lang andauernde, liebevoll erziehende Einwirkung geradezu Wunder unter solchen Völkern wirkt, dafür haben wir Zeugnisse, die sich doch sehen lassen können. Darwin schreibt nach seiner zweiten Anwesenheit unter den Feuerländern, die er bei seinem ersten Besuch als ein gänzlich verkommenes und vertiertes Volk vorgefunden hatte: Nächst den Wundern der hl. Schrift kenne er kein größeres, als was durch die Arbeit der englischen Kirchenmission im Laufe von 15 Jahren mit diesem Volke vor sich gegangen sei. Daß der Neger bildungsfähig ist, dafür sind unter anderem die Neger in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der Beweis, von denen sich viele zu höchst geachteten Stellungen (als Gelehrte, Geistliche, Ingenieure, Großkaufleute 2c.) aufgeschwungen haben, deren große

Masse aber jedenfalls nicht tiefer in kultureller Beziehung steht als der nordamerikanische weiße Mob, der sich das Recht der Lynchjustiz unter den Negern anmaßt. In besonders einleuchtender Weise ist die Bildungsfähigkeit der schwarzen Rasse und die Ausrottbarkeit ihrer gewiß ziemlich hoch entwickelten Trägheit auf der letzten Brandenburgischen Missionskonferenz in einem Vortrage des Missionsdirektors D. Buchner aus Berthelsdorf erwiesen worden. Freilich wurde auch hier wieder hervorgehoben, daß solche Resultate sich nicht von heute auf morgen, auch nicht in 10, 20 Jahren erreichen lassen, sondern daß dazu eine hingebende Arbeit von Jahrhunderten nötig ist. Hier liegen aber sittliche und humane Verpflichtungen der Kolonisationstätigkeit, von denen die „Kol. Ztschr." und ihre Anhängerschaft nichts weiß und nichts wissen kann.

Die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht.

I.

Aus Nassau wird uns geschrieben:

Die deutsche Volksschule verdankt ihre Entstehung der Kirche der Reformation. Diese Tatsache mag heutzutage manchem unbequem sein, sie mag auch geleugnet werden von der Seite, die alles Heil von Rom ausgehen sieht und erwartet, sie mag auch bestritten werden von solchen, die mit der Kirche nichts zu tun haben wollen: dennoch besteht sie als geschichtliche Tatsache. Ebenso ist's nachweisbar, daß die evangelische Kirche (in der Gestalt der lutherischen wie der reformierten) den Gemeinden und dem Staat zu Hülfe kam, um Volksschulen zu gründen und zu erhalten. Waren doch nicht nur die ersten, sondern jahrhundertelang die meisten Volksschulen mit kirchlichen Geldern ins Leben gerufen worden und wurden lange Zeit durch solche aufrecht erhalten. Daß evangelische Pfarrer bei dem anfänglichen Mangel an geeigneten Lehrkräften teils den Volksschulunterricht selbst erteilten, teils sich der Ausbildung eines brauchbaren Lehrerstandes befleißigten, kann geschichtlich nachgewiesen werden. Ebenso, daß evangel. Pfarrer sich nicht nur stets für die Schule theoretisch und praktisch interessiert haben, sondern auch heute noch manchmal dem jungen, unerfahrenen, oder auf Ab- und Irrwege geratenen Lehrer freundliche Hülfreichung bieten, sowohl für deren Arbeit in der Schule, wie für deren Stellung in der Gemeinde und gegenüber der Schulaufsichtsbehörde. Daß auch Fehlgriffe geschahen und geschehen, Unterschätzung der Person und Leistung des Lehrers stattgefunden und einseitige Beeinflussung versucht sein mag (in Überschätzung der beaufsichtigenden geistlichen Stellung), gebe ich zu. Solches aber kommt in jedem Stand vor und findet meist in den eigenen Kreisen oder durch die kontrollierende Behörde ihre Richtigstellung und Ausgleichung.

Möchten die Lehrer jenen geschichtlichen Zusammenhang der Schule mit der Kirche, und der Vertretung ihrer Interessen durch diese, nicht aus dem Auge lassen. Dieses am wenigsten in einer Zeit, in der sie nach Neugestaltung des Volksschulwesens ringen. Das wäre pietätlos, undankbar.

Das Streben der heutigen Lehrerwelt geht aus auf Verselbständigung, auf volle Verstaatlichung, auf Befreiung der Schule und der Lehrer von der Aufsicht durch Geistliche am Ort und der technischen Beurteilung durch solche im Kreis. Dadurch erhoffen sie eine freiere Stellung in Gemeinde und Staat und eine weniger beeinflußte Arbeit der Schule. Dieses Verlangen kann ich voll mitempfinden und halte es für berechtigt, daß die Schule sich selbst schulmeistert. Wenn leider, trotz der günstigen Aussichten der 1870er und 1880er Jahre, dasselbe noch nicht zur Verwirklichung gekommen ist, so dürfen die Lehrer, wenn sie gerecht sein wollen, nicht den evangelischen Pfarrern in ihrer Gesamtheit daraus einen Vorwurf machen, sondern müssen ihre Adresse richten an die ultramontane Strömung im Staatsorganismus und die einseitig kirchliche im evangel. Lager, die noch immer befürchtet, daß mit der naturgemäß gebotenen Lösung des Bandes zwischen der Kirche und der Schule in Bezug auf die Schulaufsicht auch die Aufgabe der Kirche an Lehrern und Schülern, an unserem deutsch-evangelischen Volk gestört werden würde. Ich teile diese Befürchtung nicht, daß die Aufhebung a) der örtlichen Aufsicht über die Schule und die Lehrer und b) der technischen Beurteilung der Arbeit der Lehrer und Schüler, durch Geistliche geübt, die Gefährdung des religiös-sittlichen Lebens der Lehrer und der Schüler und damit des Volkes im Gefolge haben müßte. Denn — abgesehen von etlichen unreifen jüngeren Lehrern, in deren Köpfen unklare Freiheitsideen spuken und deren Gemüt durch ungeeignete Religionsunterweisung und naturalistische Empfindungsweise der Kirche zeitweise entfremdet ist, und abgesehen von etlichen älteren Lehrern, die auf Grund ungeeigneter Behandlungsweise sie nicht verstehender Pfarrer oder durch eigene Schuld mit ihnen zerfallen sind — glaube ich nicht irre zu gehen mit der Behauptung, daß die Lehrerschaft das religiös-sittliche Element sowohl für die Person des Lehrers, wie für die Erziehung des Schülers zu schätzen weiß und weit davon entfernt ist, die religiös-sittliche Unterweisung und Erziehung aufzugeben oder zu vernachlässigen mit der Aufhebung der geistlichen Orts- und Kreisschulinspektion. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter und stehe nicht an zu behaupten und zuversichtlich zu hoffen, daß gerade dann, wenn der Lehrer in dem Pfarrer nicht mehr den staatlichen Aufsichtsbeamten sieht, sondern den Seelsorger und Förderer religiös-sittlichen Wesens, das Verhältnis zwischen beiden ein ungezwungeneres, segensreicheres zu werden vermöchte. Betrachtet dann doch der Lehrer den Pfarrer nicht mehr mit argwöhnischem Auge, sondern sich selbst als Mitarbeiter und zwar bedeutsamen Mitarbeiter jenes an der größten Kulturarbeit aller Zeiten, besonders aber der jetzigen und zukünftigen: der An- und Vorbildung religiös-sittlicher Charaktere, der Befruchtung der Jungen und Alten nicht nur mit Wissenschaft, Kenntnissen und Fertigkeiten für's praktische Leben, sondern der Durchbildung des ganzen Menschen zum Menschen, zum Bilde Gottes, in freier und froher Jüngerschaft des Herrn und Meisters Jesu Christi.

Wohl gebe ich zu, daß die Übergangszeit (der Entbindung von der geistlichen Schulaufsicht) hier und da aus persönlichen und sachlichen Gründen manchen Lehrer zur Entfremdung gegenüber der Kirche und zur Gegensätzlichkeit gegenüber dem Pfarrer führen kann. Doch diese Wogen eines überschäumenden und mißverstandenen Freiheitsgefühls dürften sich bald legen, besonders wenn eine richtig geleitete Lehrerpresse, wie erfahrenere Weggenossen den Abirrenden in seinem eigenen Interesse und dem der Schule in geordnete Bahnen wieder einlenken. Also die Aufhebung der geistlichen Ortsschulinspektion und Kreisschulinspektion wäre möglich ohne dauernde Schädigung des religiös-sittlichen Wesens, der Kirche und ihrer Aufgaben. Freilich, die heutige Strömung innerhalb der bestimmenden Gewalten der Regierung und des Parlaments ist diesen berechtigten Bestrebungen der Lehrerwelt abhold, und zwar teils aus mangelndem Verständnis für die geschichtliche Entwicklung der Schule und ihrer berechtigten Verselbständigung, teils aus nur scheinbar berechtigten Befürchtungen für Störung der christlichen Fortentwicklung, teils aus hierarchisch konservativ-orthodoxen Sonderbestrebungen und aus pekuniären Gründen. Sie, diese Zeitströmung der herrschenden Gewalten, im Gegensatz zu der fortschreitenden Freiheitsbestrebung der Lehrerwelt in Theorie und Praxis, verschärft ungebührlich den tatsächlich vorhandenen Gegensatz zwischen Schule und Kirche, angeblich im Interesse dieser, in Wirklichkeit zur Minderung ihrer Wertschätzung und der ihrer Vertreter, ja auch ihrer Aufgaben. Denn nur eine freiwillig übernommene und freudig geübte Arbeit der Schule auf dem Gebiet religiöser Unterweisung und sittlicher Erziehung kann der Kirche, dem Volkswohl nützen, keine erzwungene, widerwillig ge-

übte. Diese muß naturgemäß in den Augen der Lehrer auch die Vertreter der Kirche besonders ob ihres Schulaufsichtsamts und ihrer mit Recht oder Unrecht kritisierten Fachaufsicht in Mißkredit bringen; ganz abgesehen von der persönlichen Tüchtigkeit dieser und ihrer treuen Pflichterfüllung auf ihrem kirchlichen Arbeitsgebiet. Somit liegt's im Interesse der Kirche selbst, soweit sie nicht ultramontan zersetzt und einseitig orthodox beherrscht ist, daß sie freiwillig die Hand bietet zur Lösung eines Bandes, das einst notwendig und segensreich war, und daß sie mit den Lehrern gemeinsam arbeitet an der Knüpfung einer neuen weit herrlicheren, dem der freiwilligen Zusammenarbeit von Lehrern und Pfarrern an der religiös-sittlichen Kraft und Ausbau unseres deutsch-evangelischen Volkes. — Diese Arbeit aber tut dringend not in einer Zeit, in der nicht nur die Errungenschaften der Schule, sondern auch die des Staates und der Kultur, der Kirche und der fortschreitenden religiös-sittlichen Entwicklung bedroht sind, in der unser deutsch-evangelisches Volk auf innerlich erneuernde und nach außen es schützende Selbsthülfe angewiesen ist. Darum erhebe ich gerade und erst recht heute den Mahnruf an alle, die ein Verständnis haben für eines freien Mannes Arbeit: Arbeitet an der Lösung eines nicht mehr zeitgemäßen Bandes und gebt freien Spielraum der Schule zur Entfaltung der in ihr liegenden Kräfte, ohne daß solche, wenn auch durch gutgemeinte, so doch unangebrachte Bevormundung lahm gelegt und ihre Vertreter verbittert werden!

Aus dem Rheinland.

Ein nobles Konsistorium.

Die rheinische Provinzialsynode hatte auf ihrer letzten Tagung im Herbst 1902 zum erstenmal einen „Lehrplan für den pfarramtlichen Religionsunterricht" (Konfirmandenunterricht) aufgestellt. Mit bedauerlicher Zweideutigkeit war in den dazu gegebenen „Grundsätzen und Grundlinien" zwar ausgesprochen worden, daß der pfarramtliche Religionsunterricht durch diesen Lehrplan nicht uniformiert und die freie Bewegung des einzelnen Katecheten dadurch nicht gehindert werden solle, auch daß der Umfang des Lehrstoffes nach der Fähigkeit der jedesmaligen Klasse verringert oder vergrößert und der Gang des Unterrichts je nach der individuellen Auffassung des Katecheten und der Verschiedenheit der Katechismen verändert werden solle; andererseits aber wurde doch durch Mehrheitsbeschluß der Synode dieser Lehrplan „für die Geistlichen der Provinz als verbindlich erklärt", das heißt nach dem Berichterstatter des „Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen", des Organs der Liberalen, der „von der Synode angenommene Lehrplan für den pfarramtlichen Religionsunterricht bietet den Minimalstoff, das notwendige und pflichtmäßig zu behandelnde Material aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch dar". So nahm die eine Hand wieder die Freiheit, die die andere gab. Das Konsistorium stellte aber diese notwendige Freiheit wieder her, indem es in seinen Ausführungsbestimmungen zu dem inzwischen vom Evangelischen Oberkirchenrat genehmigten Lehrplan von einer Verbindlichkeit desselben vollständig schwieg und von den Geistlichen nur verlangte, „auf Grund des in dem genehmigten allgemeinen Lehrplan Dargebotenen einen besonderen, den individuellen und örtlichen Verhältnissen angepaßten Lehrplan zu entwerfen". Damit hätten alle zufrieden sein können. Dagegen erregte es eine starke Beunruhigung unter den Geistlichen, daß sie nach denselben Ausführungsbestimmungen gehalten sein sollten, gleichfalls „eine auf 1—3 Monate berechnete Pensenverteilung zu entwerfen und dem Superintendenten ihrer Synode vorzulegen", der bei Kirchenvisitationen und anderen geeigneten Gelegenheiten sich „insbesondere" auch davon überzeugen solle, ob der pfarramtliche Religionsunterricht „dem Lehrplan (des Pfarrers) und der Pensenverteilung entspricht". Darin erblickten viele wieder einen Angriff auf ihre Freiheit, sowie eine unwürdige Bevormundung der Pfarrer durch die Superintendenten, die dadurch nach ostelbischem Muster zu kirchlichen Hierarchen erhoben würden. In mehreren Kreissynoden vereinigten sich die Pfarrer aller Richtungen zu selbständigen Erklärungen. Von einer am Oberrhein gebildeten Zentralstelle wurde dann an sämtliche Pfarrer eine Aufforderung verschickt, eine Petition an das Konsistorium zu unterzeichnen dahingehend, „Königl. Konsistorium wolle seine Verfügung 2c. entweder außer Kraft setzen mit dem Vorbehalt anderweiter Regelung, oder wenigstens so einschränken, daß von der Einreichung eines Lehrplans mit Pensenverteilung und Zeitbestimmung abgesehen wird". Nach Nr. 5 des Rheinischen Pfarrerblattes haben rund 400 Pfarrer diese Petition unterzeichnet, 200 mit Stillschweigen beantwortet, 100 abgelehnt. Das Konsistorium aber erließ, und zwar, wie es scheint, ehe die Petition bei ihm anlangte, eine Erklärung, „auf die Einreichung des Lehrplans und der Pensenverteilung an die Superintendenten nicht unbedingt bestehen, sondern bestimmen zu wollen, daß an die Stelle derselben die Anzeige an letztere treten kann, daß die Geistlichen . . . ihren Lehrplan und ihre Pensenverteilung fertiggestellt haben und . . . in ihrem Unterricht danach verfahren würden". Damit hat das rheinische Konsistorium ein erfreuliches und seltenes Beispiel des Entgegenkommens einer Kirchenbehörde gegen seine Geistlichen gegeben, das nur dazu dienen kann, seinen guten Ruf weit über die Provinz hinaus zu Ehren zu bringen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Die Straßburger theologische Fakultät hat den Missionar und Pfarrer des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins Pfarrer Haas in Tokio (Koishikava, Komitomisakadro 39) zum Ehrendoktor der Theologie ernannt in Anerkennung seiner vorzüglichen Leistungen auf dem Gebiet des älteren japanischen Buddhismus und seiner Tätigkeit an der theologischen Schule des Vereins in Straßburg.

Protestantisches.

(Württemberg.) Durch Urteil des Oberlandesgerichts vom 11. Februar d. J. ist nunmehr die schon lange strittige und wenig erbauliche Frage der Organistenbesoldung dahin entschieden worden, daß dem Lehrer sein Organistendienst zu vergüten ist und zwar mit Rückwirkung auf 1. Oktober 1899. Wenn einerseits das betr. Gesetz klarer formuliert worden wäre, wenn andererseits die evangelischen Kirchengemeinden bezw. Pfarrer alle gedacht hätten: „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert" — der Lehrer so gut als der Pfarrer für ihre amtlichen Funktionen —, so hätte auch wohl ohne Prozessieren das gleiche Resultat sich ergeben können.

(Sachsen-Weimar.) In der von Damen und Herren überaus zahlreich besuchten April-Versammlung der evang.-protest. Vereinigung in Weimar (am 13. April) sprach Prof. D. Bäntsch aus Jena über Moses und Hammurabi. Er verglich vor allem das zu den ältesten Bestandteilen der Fünf Bücher Moses gehörende sogenannte Bundesbuch (2. Mos. 21—23) mit dem 1902 in Susa aufgefundenen Gesetze Hammurabis und wies nach, daß ersteres wohl 1200 Jahre jünger als letzteres ist, aber doch in seinen Hauptbestimmungen betreffend das Kriminal-, Eigentums-, Familien-, Erbrecht, Pietätsgesetz, Vermieten von Vieh dem ursemitischen Rechtsempfinden näher steht. Im Bundesbuch sind diese alten Bestimmungen erklärt durch den Jahve-Glauben, bei Hammurabi finden wir schon eine spätere Kulturentwickelung, die bisweilen zur Verleugnung alt-

semitischer Anschauungen führt. — Der Kassirer konstatiert, daß von der Vereinigung für die schwer bedrängte Gemeinde Turn in Böhmen bis jetzt ca. 150 Mk. aufgebracht sind. — In der März-Versammlung hat Prof. Schwenke in Taubach über das Thema: „Die Offenbarung das Wesentliche in der Religion" gesprochen, vorher Diakonus Grams über christliche und moderne Ethik.

Ausland.

Österreich. Im Verlauf von kaum zwei Wochen seit der Amtsenthebung des Pastors Klein hat die Zahl der in Turn-Teplitz erfolgten Übertritte zur evangelischen Kirche 105 erreicht. Die Bewegung macht weitere Fortschritte. Die evangelische Gemeinde Turn zählt nun über 2200 Seelen.

Vikar Deppe in Böhmisch Kamnitz, ein gebürtiger Braunschweiger, wurde nach zweieinhalbjährigem Wirken vom k. k. Oberkirchenrate in Wien mit Erlaß vom 12. März Z. 762 seines Amtes enthoben. Wegen dieser Maßregelung des verdienstvollen, allgemein beliebten Seelsorgers herrscht tiefe Entrüstung in der Gemeinde.

Vereine und Versammlungen.

Der **Evangelisch-soziale Kongreß** in **Breslau** hat folgenden Arbeitsplan aufgestellt. Dienstag, den 24. Mai, abends: Begrüßungsversammlung; Mittwoch, den 25. Mai, vormittags: Die christliche Ethik und der demokratische Geist, Professor D. Troeltsch-Heidelberg; nachmittags: Die religiöse Krise in der modernen Arbeiterschaft, Pastor von Bröcker-Halle a. S.; abends: Die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit, Pfarrer Lic. Traub-Dortmund; Donnerstag, den 26. Mai, vormittags: Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform, Privatdozent Dr. L. Bernhard-Berlin und Fabrikbesitzer Freese-Berlin; nachmittags: Die weibliche Heimarbeit, Fräulein Gertrud Dyhrenfurth-Berlin und Dr. Wilbrandt-Berlin.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Civis Romanus (Bremerhaven):
Internat. Latein. Monatsbl. (litt., carm. polit., aenigm. etc.) 3 Jahrg. Viertelj. 1 Mk

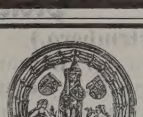
Süße
Messina-Apfelsinen
per Originalkiste 100 Stück Ia. 5 M., 200 Stück 9 M.; 150 Stück mittelgroß 5 M., 300 Stück 9 M.; **Blutapfelsinen** 1 M. mehr; Postkorb (10 Pfund) 2,50 M., Blut- 3 M.; Postkörbe franko; geringere Sorten billiger, versendet
Aug. Ahrens,
Südfrucht engros,
Hamburg, Deichstraße 12.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Der hochverehrten **Geistlichkeit** von **Bremen und Umgegend** die ganz ergebenste Mitteilung, daß ich mich als
Orgelbauer
hier niedergelassen habe. Alle Arbeiten, wie **Neubauten, Umbauten, Reparaturen** und **Stimmungen** werden bei gewissenhafter Ausführung billigst berechnet.
Ernst Gehlhar,
Bremen
Wilhelmstr. 34.

Soeben erscheint:
Abendmahls-Feiern mit Einzelkelch.
Ihre Notwendigkeit und Gestaltung
von
Friedrich Spitta, Richard Bürkner u. a.
Professor Dr. Superintendent.
Mit 4 Abbildungen. Preis 60 Pf.
„Einem solchen Gefühl der inneren Überwindung aber, gerade an heiliger Stätte, den Boden zu entziehen, **ist einfach Pflicht,** und wenn man es als Schwäche ansieht — in andern Dingen sind die „Schwachen" doch immer die Schoßkinder —, erst recht, nämlich **eine Pflicht der Barmherzigkeit.**"
K. Gegenwart. G.-bl. f. Hann.
Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

London.
Die Predigerstelle der Freien deutsch-evangelischen Gemeinde in Camberwell, London, ist infolge des Rücktritts des bisherigen Pastors, wegen andauernder Krankheit, frei geworden und soll nunmehr wieder besetzt werden. Gehalt Lst. 300.—. Bewerber, liberaler Richtung, werden gebeten, sich an den Schriftführer Herrn Robert Campbell 34 De Crespigny Park, Denmark Hill, London S. E. zu wenden.


Fr. Wachsmuth
BREMEN
Gertrudenstr. 27. Fernsprecher 456.
Marmorwaren - Fabrik.

Lager von
ital., belg. und schles. Marmorplatten, Marmorfliesen, Schieferplatten etc.
Marmor-Kamine.
Grabdenkmäler
aus Marmor, Sandstein, Syenit, belg. und schwed. Granit.
Waschtischaufsätze, Tisch- und Tresenplatten u. s. w.

Elektromotorenbetrieb.
Import von engl. und franz.
Dachschiefer.
Asphaltdachpappenfabrik.
Theerdestillation.
Baumaterialien.
Herstellung von Guss- u. Stampf-Asphaltbelägen.
Vertretung der Herren
Villeroy & Boch, Mosaikfabrik in Mettlach, der **Terracottafabrik** in Merzig und **Majolica-Ofenfabrik** in Dresden.
Grosses Lager in
Mettlacher Fussbodenplatten und Wandfliesen.

Der
Heimatliebe u. Heimatkunst
dient die
Halbmonatsschrift
Niedersachsen
Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, lasse sich Probe-Nummer kommen.
Preis 1/4jährl. nur M. 1.50.
Man abonniert beim Buchhändler, bei der Post, (Zeitungspreisliste Nr. 5754) oder bei dem unterzeichneten Verleger
Carl Schünemann,
Bremen.

Voranzeige.
In den nächsten Tagen erscheint
Heidjers Heimkehr.
Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.
Von Diedr. Speckmann.
Mit Buchschmuck von Theod. Herrmann. Preis etwa 2 M. für das broschierte und 3 M. für das hochf. geb. Exemplar.
Vorausbestellungen nehmen schon jetzt die Buchhandlungen sowie auch der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann,
Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.